

zu einem allzu billigen Brüssel-Bashing Zuflucht nimmt, wird deutlich moniert: »Die Europäische Union verdient Kritik aus vielerlei Gründen, aber immerhin, sie verdient es, das heißt, sie ist es wert, dass man sie kritisch betrachte und zu verändern versuche.« (S. 119) Das ist ein geschmeidig formuliertes und auch plausibles, aber nicht wirklich neues oder gar originelles Statement, und davon gibt es viele in diesem Buch. Etwa, dass es »falsch, borniert und gefährlich« sei, »den Osten zu dämonisieren und die Vielzahl seiner Länder zu einem Block zusammenzufassen« (S. 145) – der »Wunsch vieler Osteuropäer, endlich einmal Herr im eigenen Haus zu sein«, sei »zwar historisch überholt, weil der Nationalstaat ihre Probleme nicht mehr zu lösen vermag, aber er ist vor dem Hintergrund ihrer historischen Erfahrungen auch nicht ganz unverständlich«. (S. 146) Wohl wahr – aber wussten wir das nicht schon? Interessant und lesenswert ist der Text von Gauß' Rede beim Salzburger Festspiel-Symposium im August 2019: »Die Renaissance der Grenze«. Die Migration sei keineswegs der wahre Daseinsmodus des Menschen, heißt es dort, und wahrscheinlich müsse es Grenzen geben. Aber: »1989 gab es in Europa 16 der Berliner Mauer vergleichbare Befestigungen, heute sind es mehr als siebzig.« (S. 136) Und das müsse nun wirklich nicht sein.

Wie in fast allen Büchern des Salzburger Publizisten gibt es auch in *Die unaufhörliche Wanderung* etliche autobiografische Betrachtungen, darunter eine immerhin 22 Seiten umfassende »Kurze Autobiographie des Autors als junger Leser«. Man hat Karl-Markus Gauß mehrfach vorgeworfen, dass er sich gern selbst bespiegle und sein in der Tat außerordentliches Bücherwissen allzu sehr ins Rampenlicht hebe. Und genau das geschieht in diesem Aufsatz. Aber dieses Mal stört es weniger als in einigen frühe-

ren Texten, auch weil Gauß sein Grundverständnis des eigenen Schreibens und Treibens präziser darlegt als sonst: »Manchmal ist auf das anregend Gebildete oder ermüdend Bildungsschwere meiner Bücher hingewiesen worden, auf das Wissen, das in ihnen ausgebreitet wird. Aber ich habe noch kein Buch geschrieben, weil ich so viel weiß, das ich loswerden und in Büchern verstauben will, sondern nur solche, in denen ich etwas herausbekommen und erfahren wollte, was ich einzig in der Literatur herausbekommen und erfahren kann.« (S. 180) Ja, Karl-Markus Gauß weiß viel, und er vermag es auch in *Die unaufhörliche Wanderung* anschaulich und leserfreundlich zu formulieren. Aber muss sein Publikum bei jeder Gelegenheit vom Autor selbst hören, dass er enorm viel weiß? Es würde seine Erfahrung und seine Belesenheit doch auch ohne solche Passagen bemerken – und dem Autor den Respekt gewiss nicht versagen.

Klaus Hübner

Im verzweifelten Glauben an Österreich
Ernst Lothar: *Das Wunder des Überlebens. Erinnerungen. Mit einem Nachwort von Daniel Kehlmann.* Wien: Paul Zsolnay Verlag 2020. 384 S.

Der Wiener Paul Zsolnay Verlag bietet mit schöner Regelmäßigkeit in bewährter österreichischer Manier »Neuheiten«, von denen man gemeint hat, sie seien mit der Habsburgermonarchie in den Äonen historischen und kulturhistorischen Vergessens untergegangen – was nun gerade ihre Frische ausmacht. Derlei Entdeckungen schmeicheln zwar vordergründig einem gewissen Nostalgiebedürfnis, sollten aber keineswegs mit verschleiertem Blick gelesen werden, denn es sind veritable Offenbarungen darunter: In jener verflossenen Welt hat man nicht nur vieles gewusst und gedacht, was auch uns gut zu Gehirn stände, es ist auch so

BESPRECHUNGEN

gesagt worden, wie wir zu formulieren uns nicht mehr bemüßigt sehen – es ist einfacher, sich zu echauffieren und zu skandalisieren, vulgo zu bloggen und zu twittern.

Zu Recht spricht deshalb der durchaus heutige Daniel Kehlmann in seinem Nachwort zu Ernst Lothars Erinnerungen in einem angenehm gestrigen Tonfall von einem »ergreifenden Zeugnis der moralischen Unsicherheit, in der sich nach dem Krieg nicht nur die Täter, sondern auch die Opfer befanden«. (S. 367) Es ist eine angemessene Reverenz gegenüber einem Opfer, dem Schriftsteller, Theatermann, Kulturbewegten und -beweger der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Der in Brünn 1890 letztgeborene Sohn der Familie eines Rechtsanwalts steht als kränklicher Knabe zwischen zwei erwachsenen Brüdern, einem Juristen und einem bereits bekannten Schriftsteller, und geht schließlich nach dem Umzug der Familie nach Wien und einem Jurastudium den beschwerlichen, ja oft schmerzlichen Weg vom Staatsanwaltsgehilfen und fast verhinderten Dichter zum Theaterkritiker, Initiator vielfältiger kultureller Projekte und Leiter des Theaters in der Josefstadt.

Stefan Zweig hatte dem jungen Juristen, der Gedichte schrieb, dessen Klage über Amtszwang und geistiges Ungenügen verwiesen: »Warum dichten Sie nicht mit Ihren Akten das kleine Österreich größer! Das wäre eine Aufgabe!« (S. 34) Mit auch in der späten Schilderung nachgerade rührendem Eifer nimmt sich Ernst Lothar die Mahnung zu Herzen und »dichtet mit Akten« die Wiener Kunstmesse, die Wiener Schule des Welthandels und die Salzburger Festspiele, »weil es das aus der Welt vertriebene Österreich der Welt wieder vor Augen bringen würde«. (S. 37)

So jung und schon ein hoffnungslos sentimentaler Enthusiast? Lothars Sprach-

duktus scheint in der Tat eher für ein verstaubtes Rednerpult eines ebensolchen Zeitalters zu taugen als für einen aufgeklärt kritischen Leser des unseren. Aber ist einem denkenden und fühlenden Menschen zu verargen, dass er sich auch nach dem endgültigen Untergang seiner Lebenswelt mit unverändert lebhafter Partizipation über sie äußert und sich wenig um die Aus- und Ernüchterungen schert, die deutsches Verbrechen und deutsche Katastrophe der deutschen Sprache angetan haben – und die man durchaus als Verarmung empfinden muss? Einem Ernst Lothar gesteht man schon nach kaum hundert Seiten Lektüre sogar einen Tenor zu, der fast in den Diskant zu kippen droht, etwa wenn er die existenzielle Dimension der Emigration beschwört: »[...] von dort weg sollen, wo man sein will und wohin man nach menschlicher Voraussicht nicht mehr kommen wird – dieser seelische Tod ist härter als der leibliche«. (S. 92)

Tatsächlich kommt die Flucht über die Schweiz und Frankreich nach Amerika seelischem Sterben gleich, das wiederum mit quasi ekstatischen Akkorden orchestriert wird: »Ein Zuschauer bei einer Operation, sah ich mir zu, als ich mir Stück um Stück die Liebe meines Lebens aus dem Leibe riss.« (S. 99) Darf man diesem Versehrten einen seiner eigenen despektierlichen Sätze vorhalten? »Hollywood ist tatsächlich eine Schule, nach meiner Meinung die amerikanische Hochschule dessen, was man von Amerika nicht lernen sollte.« (S. 176) Nun, er hat die Dramatik seiner Erinnerungen nicht von Hollywood gelernt, sondern sie durchgemacht, und so mag auch die halbseitige Liste der Gäste bei Max Reinhardts Trauerfeier in der Carnegie Hall, wo Lothar die Trauerrede hielt (S. 185), durchgehen als legitime Selbstvergewisserung eines, dem alle Gewissheiten abhanden gekommen waren, bis auf die seiner selbst.

Der Neuanfang in New York hatte das an die deutsche Sprache gefesselte Paar, die schon erfolgreiche Schauspielerin Adrienne Gessner und den des Englischen kaum mächtigen Autor und Theatermann, an den Rand des gemeinsamen Sprungs in den Lichtschacht der ärmlichen Unterkunft geführt. Aber trotz Zweifeln und Verzweiflung wagt Lothar auf Anraten Thomas Manns einen Versuch mit österreichischem Theater in New York, dem naturgemäß wenig Erfolg beschieden ist. Mit Fleiß und Willenskraft macht er sich aber als Romancier einen Namen, arbeitet als Schauspiellehrer am Bard College und als Dozent und Aufklärer in Sachen Österreich und Europa gegen die vom Krieg befeuerten fatalen Vorstellungen in Amerika an.

Ernst Lothar setzt auf Amerika: »Das riesige Land, ich rechne es ihm als Tugend an, ist eine kolossale provinzielle Gemeinsamkeit, der die Superstädte keineswegs widersprechen.« (S. 147) Dass Städte gemeinhin nicht zu widersprechen vermögen, nun, es sei diesem Beschwörer nachgesehen, dass er vor lauter Intensität der Empfindsamkeit manchmal die Rigouren der Verbalität vernachlässigt. So auch, wenn er sein gespaltenes amerikanisch-österreichisches Loyalitätsbekenntnis verteidigt, das von einem amerikanischen Beamten bei der Einbürgerungsbehörde in Frage gestellt worden war (»There's no such thing as divided loyalties« – S. 193): »Allein es bleibt eine der Unerlernbarkeiten des Daseins, zumindest für mich, bei ungelösten Grundfragen keine Ruhe zu finden. Daher versuchte ich, mich vor mir selber blind und taub zu stellen und die zwei Loyalitäten, die der Mann in der Columbus Avenue für unvereinbar erklärt hatte, zu vereinen. Vielleicht war das Leugnen ihres Nebeneinanderbestehens sein Irrtum? Wenn sie nebeneinander bestehen *konnten*, gab es sie! Weshalb

sollte man seinem ehemaligen Vaterland nicht anhänglich, seinem adoptierten nicht erkenntlich sein? Wem tat man damit Abbruch? Warum durfte man sich nicht für beide, statt gegen eines entscheiden?« (S. 269)

Dürftig exaltiertes Deutsch vom ersten Satz an, aber auch das hat seinen Charme, zeigt es doch, dass selbst der skrupulöse Österreicher, der Karl Kraus die Leviten liest (dessen Sprachkritik aber mit keinem Wort erwähnt), in höchster Erregung unter seinen Fähigkeiten bleibt. Die er wiederum in schönst umwundenem Österreichisch im Kommentar zu seiner Bewerbung als Direktor des Burgtheaters zum Erblühen bringt: »[...] hätte man, wäre man noch so geneigt, an seinen Fähigkeiten zu zweifeln, wie ich es zeitlebens geblieben bin, die Vermutung hegen dürfen, dass man willkommen und der angebotenen Bürde gewachsen sei.« (S. 265) Was hätte man bloß ohne Konjunktiv getan!

Mittlerweile hat der nach dem Krieg als Music and Theatre Officer im Entnazifizierungsamt nach Österreich entsandte Ernst Lothar der US-»Loyalty« entsagt und versucht in Wien und Salzburg die in größte Wirrnis geratenen oder abgerissenen Fäden österreichischer Kultur weiterzuspinnen. Das »Wunder des Überlebens«, das ihm Bruno Walter als »Pflicht« eingeschärft hatte – es hat ihm über ein Siechtum hinweggeholfen, das er so schildert: »Heimweh ist eine unbeachtete Krankheit. Wer an ihr leidet, pflegt nicht davon zu reden. [...] Es ist eine unerforschte Krankheit, weshalb sie nicht als eine gilt. Manche aber sterben daran.« (S. 168)

Die Genesung ist auch bei Ernst Lothar nicht abgeschlossen: »Eines Tages, früher oder später, fühlt man sich überdrüssig seiner selbst und so bewusst seiner Unzulänglichkeiten, dass man, könnte man es, vor sich davonliefe.« (S. 306) Das versucht Lothar nicht, vielmehr kann

er am Ende seines Lebens und seines Buches sogar gleichmütig bilanzieren: »Verschiedenartigeres, Verwirrenderes, Umstürzenderes konnte in eine Existenz nicht gepackt sein als in die meine, die zwei Weltkriege, Heimat und Exil, Revolution, Evolution bis zum Wahnsinn der Technik, mit einem Wort das Maßlose zum Übermaß umfasst. Doch sie endet, wie sie anfing: mit der Lust am Niederschreiben dessen, was man für wahr hält.« (S. 361)

Wer das Buch gelesen hat, kann es durchaus mit dem Autor halten, ja muss es bis hin zu der resignierenden Aussage des Nachwortes, »Hinzugefügt der Ausgabe 1965«: »Wenn der Siebzigjährige inständig hoffte, am Beginn einer allgemeinen humanen Menschheitsentwicklung zu stehen, erfuhr der Fünfundsiebzigjährige, dass diese Hoffnung auf Sand gebaut war.« (S. 362) Das Waten im und das Bauen auf Sand hat er uns zu treuen Füßen und Händen vererbt und gezeigt, wie es mit Grandezza zu bewerkstelligen ist.

Georg Aesch

Der Mann im Mond

Daniel Mellem: Die Erfindung des Countdowns. Roman. München: dtv 2020. 288 S.

Der Countdown läuft: »Zehn, neun, acht, sieben ...«. Die Spannung steigt, das Spaceshuttle steigt mit viel Getöse und von großen Rauchwolken begleitet in den Himmel. Dieses Rückwärtszählen soll – so die Legende – nicht in Cape Canaveral, sondern vor fast hundert Jahren an einem Filmset der UFA in Berlin erfunden worden sein.

Das jedenfalls erzählt uns Daniel Mellem in seinem im Herbst 2020 erschienenen biografischen Roman, in dem er das Leben und Werk Hermann Oberths, des aus Siebenbürgen stammenden Pioniers der Weltraumforschung, literarisch verarbeitet.

Daniel Mellem, promovierter Physiker und Absolvent des Deutschen Literaturinstitutes Leipzig, hatte nach eigenen Angaben während seines Studiums der Physik noch nie etwas von Oberth gehört. Durch Zufall stolperte er über ihn und war sofort fasziniert von diesem so viele Widersprüche in sich vereinigenden Wissenschaftler: »Ein Utopist, der die Erfüllung seiner eigenen Utopie erleben durfte.« Mellem entschied sich, einen Roman zu schreiben, weil »Literatur die Möglichkeit gibt, so ein Leben erlebbar machen zu können«.¹

Den Roman legt er wie einen Countdown an und zählt die Kapitel mit zehn beginnend runter. Er hält sich dabei recht genau an die biografischen Daten und die verbürgten Anekdoten aus Oberths Leben: Er beginnt im beschaulichen Schäßburg (rum. Sighișoara, ung. Segesvár) seiner Kindheit und schließt mit dem Start der ersten bemannten Rakete zum Mond.

Durch die Fiktionalisierung der Biografie wird die Dramatik der einzelnen Szenen erhöht, und die eingehende Schilderung des Ehe- und Familienlebens füllt einige Leerstellen der offiziellen Biografien.

Hermann Oberth (geboren 1894 in Hermannstadt, rum. Sibiu, ung. Nagyszeben, und in den letzten Tagen des Jahres 1989 in der fränkischen Kleinstadt Feucht gestorben) hat fast ein ganzes Jahrhundert erlebt. Die Umbrüche seines Lebens können als exemplarisch für das vergangene 20. Jahrhundert gelten. Er wächst in Schäßburg auf, spielt am Ufer der Kokel (dt. Große Kokel, rum. Târnava Mare, ung. Nagy-Küküllő) und besucht die altherwürdige Bergschule. Sein Weg in der als eng geschilderten

¹ Daniel Mellem in einem Gespräch mit Markus Dahmke von der Buchhandlung Felix Jud, Hamburg, <<https://www.youtube.com/watch?v=cV1MwaTOx8M>>, 23.2.2021; <<https://www.felix-jud.de/medien/>>, 23.2.2021.